

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

❖ | SAUERLÄNDER

Tahereh Mafi

Wie du

mich siehst

Aus dem amerikanischen Englisch
von Katarina Ganslandt

 | SAUERLÄNDER



Erschienen bei FISCHER Sauerländer

Die amerikanische Originalausgabe erschien
2018 unter dem Titel *A Very Large Expanse of Sea*
bei HarperCollins, New York
Copyright © 2018 by Tahereh Mafi

Published by Arrangement with Tahereh Mafi

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, Hannover

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2019 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7373-5696-1

1. KAPITEL

Es kam mir vor, als wären wir ständig nur am Umziehen, immer, um uns irgendwie zu verbessern, ein besseres Leben zu haben, was weiß ich. Für mich war es das totale emotionale Schleudertrauma. Seit der ersten Klasse war ich auf so vielen unterschiedlichen Schulen gewesen, dass ich ihre Namen durcheinanderbrachte, und die andauernden Schulwechsel hatten mich so zermürbt, dass mir die Lust an meinem Leben verging. Das war jetzt schon die dritte Highschool in weniger als zwei Jahren. Ich kam da nicht mehr mit. Dabei musste ich mich sowieso schon jeden Tag mit so viel Bullshit rumschlagen, dass ich es manchmal kaum mehr schaffte, die Lippen zu bewegen. Ich fürchtete mich davor, zu sprechen oder zu schreien, weil ich Angst hatte, die Wut würde mich an meinen geöffneten Mundwinkeln packen und in Stücke reißen.

Also schwieg ich.

Für mich war es beinahe schon Routine. Wieder mal ein erster Schultag in einer wieder mal neuen Stadt. Ich machte

es wie an jeder neuen Schule und vermied es, irgendwen anzuschauen. Ich wurde nämlich angeschaut, und sobald ich zurückschaute, fassten die Leute das als Einladung auf, irgendeinen Kommentar von sich zu geben. Das war dann fast immer entweder etwas Beleidigendes oder Dummes oder beides. Deshalb hatte ich schon vor längerer Zeit entschieden, es mir leichter zu machen, indem ich so tat, als wären sie gar nicht da. Die ersten drei Stunden waren ohne größeren Zwischenfall vorübergegangen, aber ich hatte noch Orientierungsprobleme. Der nächste Kurs fand anscheinend in einem ganz anderen Gebäude statt, und ich war gerade dabei, die Zimmernummern an den Türen mit denen auf meinem Stundenplan zu vergleichen, als es zum zweiten Mal klingelte. Bis ich begriff, was los war und entgeistert auf die Wanduhr schaute, hatten sich die Schülerhorden um mich herum schon verzogen, und ich stand allein in einem langen, ausgestorbenen Flur, den zerknitterten Ausdruck meines Stundenplans zwischen den Fingern. Ich schloss die Augen und stieß einen unterdrückten Fluch aus. Als ich das Klassenzimmer endlich gefunden hatte, war ich sieben Minuten zu spät. Ich stieß die Tür auf, die leise in den Angeln quietschte, worauf sich ein paar Schüler umdrehten. Der Lehrer verstummte, die Lippen noch zum letzten Wort geformt, die Mimik zwischen zwei Ausdrücken erstarrt.

Er blinzelte mich an.

Die Wände zogen sich um mich zusammen, ich schaute zu Boden und rutschte wortlos auf den nächsten freien Platz. Ich holte mein Heft aus der Tasche. Einen Stift. Atmete flach. Und während ich darauf wartete, dass der Mo-

ment vorüberging, dass sich die Leute wieder umdrehten und der Lehrer weiterredete, räusperte er sich plötzlich. »Wie ich eben schon sagte, werdet ihr für diesen Kurs eine umfangreiche Lektüreliste abarbeiten müssen, und diejenigen, die neu bei uns sind ...«, er zögerte und warf einen Blick auf die Anwesenheitsliste in seiner Hand, »... werden über unser extrem anspruchsvolles Lernpensum vielleicht erst einmal überrascht sein.« Er schwieg. Zögerte wieder. Sah mit zusammengekniffenen Augen auf den Zettel.

Dann sagte er unvermittelt: »Entschuldige bitte, falls ich das nicht richtig ausspreche, aber du bist ... *Sharon*?« Er sah auf, sah mir direkt in die Augen.

»Shirin«, sagte ich.

Wieder drehten sich einige Schüler zu mir um.

»Ah ja.« Der Lehrer – Mr Webber – machte keinen Versuch, meinen Namen noch einmal korrekt auszusprechen. »Willkommen.«

Ich sagte nichts.

»Schön.« Er lächelte. »Du weißt, dass das hier ein Englischkurs mit erhöhtem Anforderungsniveau ist.«

Ich stutzte. Was für eine Reaktion erwartete er auf eine so banale Feststellung? Schließlich sagte ich: »Ja?«

Er nickte, dann lachte er. »Na ja, Herzchen, ich fürchte, du bist hier im falschen Kurs.«

Ich wollte ihm sagen, dass er mich nicht *Herzchen* nennen sollte, wenn er mit mir redete. Ich wollte ihm sagen, dass er überhaupt nicht mit mir reden sollte, niemals, prinzipiell nicht. Stattdessen sagte ich: »Ich bin im richtigen Kurs«, und hielt meinen zerknitterten Stundenplan hoch.

Mr Webber schüttelte immer noch lächelnd den Kopf. »Kein Problem, das ist nicht deine Schuld. So etwas passiert bei neuen Schülern öfter. Aber das Sekretariat ist gleich ...«

»Ich bin im richtigen Kurs, klar?« Das klang heftiger als beabsichtigt. »Ich bin im richtigen Kurs.«

Genau so ein Scheiß passierte mir ständig.

Es war total egal, wie akzentfrei mein Englisch war. Es war egal, wie oft ich den Leuten sagte, dass ich hier geboren war, dass Englisch meine erste Sprache war, dass sich meine Cousins und Cousinen im Iran über mich lustig machten, weil ich holpriges Farsi mit amerikanischem Akzent sprach – alles egal. Sie nahmen trotzdem automatisch an, ich wäre frisch per Boot aus irgendeinem fernen Land gekommen. Jetzt verflog Mr Webbers Lächeln. »Oh«, sagte er. »Okay.« Um mich herum ertönte Lachen, und ich spürte, wie mein Gesicht heiß wurde. Ich senkte den Blick und schlug mein leeres Heft wahllos irgendwo auf, in der Hoffnung, dem Gespräch damit ein Ende zu machen.

Stattdessen hob Mr Webber beide Hände und sagte: »Hör zu – ich persönlich freue mich, dich in der Klasse zu haben, okay? Aber das ist nun mal ein Kurs für Schüler mit besonderem Leistungsprofil, und obwohl ich mir sicher bin, dass dein Englisch wirklich gut ist, bist du trotzdem ...«

»Mein Englisch ist nicht *wirklich gut*«, sagte ich. »Mein Englisch ist – verflucht nochmal – *perfekt*.«

Den Rest der Stunde verbrachte ich im Büro des Schulleiters, der mir streng auseinandersetzte, dass ein solches Benehmen von der Schule nicht akzeptiert würde. Falls ich vorhätte, weiterhin ein absichtlich feindseliges und unko-

operatives Verhalten an den Tag zu legen, sollte ich vielleicht noch mal überdenken, ob dies die geeignete Schule für mich sei. Und wegen meiner vulgären Ausdrucksweise könnte ich gleich eine Stunde nachsitzen. Während er noch schimpfte, klingelte es zur Mittagspause, und als er mich gehen ließ, raffte ich meine Sachen zusammen und stürzte davon.

Ich hatte es nicht eilig, irgendwo hinzukommen; ich wollte nur weg von den Leuten. Nach der Mittagspause musste ich noch zwei weitere Kurse durchstehen, war mir aber nicht sicher, ob ich das schaffen würde. Für heute war meine Frustrationstoleranz in Sachen Dummheit anderer Leute eigentlich schon aufgebraucht.

Ich saß in einer Toilettenkabine, balancierte mein Mittagessentablett auf den Knien und hielt meinen Kopf mit beiden Händen im Schraubzwingengriff, als mein Telefon sumnte.

Mein Bruder.

was machst du?, schrieb er.

mittag essen

blödsinn. wo versteckst du dich?

auf dem klo

was? warum?

was soll ich sonst 37 minuten lang machen?

leute anstarren?

Er schrieb, ich solle verdammt nochmal aus dem Klo kommen und in die Cafeteria gehen und dort mit ihm essen.

Anscheinend hatte die Schule schon ein ganzes Aufgebot an neuen Freunden angekarrt, um sein hübsches Gesicht zu feiern. Jedenfalls wollte er, dass ich mich ihm anschloss, statt mich zu verstecken.

danke, kein bedarf, tippte ich.

Und dann warf ich mein Essen in den Müll und verkroch mich bis zum Ende der Pause in der Bibliothek.

Mein Bruder war zwei Jahre älter als ich; wir waren eigentlich fast immer auf denselben Schulen. Aber für ihn waren die Umzüge nicht so schlimm wie für mich. Für ihn bedeutete eine neue Stadt nicht jedes Mal neues Leiden. Allerdings gab es auch zwei große Unterschiede zwischen mir und meinem Bruder: Erstens sah er extrem gut aus, und zweitens lief er nicht mit einer metaphorischen Neonleuchtschrift auf dem Kopf rum, die ACHTUNG! TERRORISTIN IM ANMARSCH blinkte.

Die Mädchen standen Schlange, um ihm die Schule zu zeigen. Er war der »süße Neue«. Der faszinierende Fremde mit der faszinierenden Lebensgeschichte und dem faszinierenden Namen. Der schöne Exot, auf den sich all die hübschen und beliebten Mädchen stürzten, um ihr Bedürfnis nach einem Objekt zum Experimentieren und gleichzeitig auch noch Gegen-die-Eltern-Rebellieren zu befriedigen. Ich hatte aus bitterer Erfahrung gelernt, dass ich mich mittags nicht zu ihm und seiner Clique in die Cafeteria setzen konnte. Jedes Mal, wenn ich auftauchte – mit eingezogenem Schwanz und einem Selbstwertgefühl, das sowieso schon in der Tonne lag –, dauerte es keine fünf Sekunden, bis ganz klar war, dass die neuen Freundinnen meines Bruders nur

nett zu mir waren, weil sie sich über mich an ihn ranmachen wollten.

Danke, nein. Da setzte ich mich doch lieber aufs Mädchenklo.

Ich redete mir ein, es würde mir nichts ausmachen, aber das tat es doch. Klar tat es das.

Das politische Klima ließ mir keinen Moment zum Durchatmen. Kurz nach dem 11. September – zwei Wochen nachdem ich in die neunte Klasse gekommen war – hatten mich auf dem Heimweg zwei Typen aus meiner Schule attackiert, aber das Schlimmste ...

... das Schlimmste daran war gewesen, dass es Tage gedauert hatte, bis ich bereit war, mir einzugestehen, was wirklich passiert war. *Warum* es passiert war. Ich hatte die ganze Zeit gehofft, es gäbe eine komplexere Erklärung; hatte gehofft, es hätte mehr dahintergesteckt als blinder Hass. Dass etwas anderes sie dazu getrieben hätte. Dass diese zwei, mir komplett unbekanntem Jungs einen anderen Grund gehabt hätten, mich bis nach Hause zu verfolgen, einen anderen Grund, mir das Tuch vom Kopf zu reißen und mich damit zu würgen. Ich verstand nicht, warum sie ihren Hass mit solcher Brutalität an mir abreagiert hatten, ohne dass ich irgendwem etwas getan hatte. Warum sie geglaubt hatten, das Recht zu haben, mir am helllichten Tage Gewalt anzutun, obwohl ich doch einfach nur eine Straße entlanggegangen war.

Ich hatte es nicht verstehen *wollen*.

Aber genau so war es gewesen.

Obwohl ich keine Erwartungen in unseren Umzug hier-

her gesetzt hatte, spürte ich jetzt doch Enttäuschung darüber, dass diese Schule auch nicht besser war als meine letzte. Wieder mal war ich in einer Kleinstadt gelandet, wieder mal saß ich in einem Universum fest, das von Menschen bevölkert war, die Gesichter wie meines nur aus den Abendnachrichten kannten – und das machte mich wütend. Es machte mich wütend, weil ich genau wusste, wie viele anstrengende, einsame Monate jetzt wieder vor mir lagen, bis man sich an der neuen Schule an mich gewöhnt hatte. Es machte mich wütend, weil ich wusste, wie lang meine Mitschüler brauchen würden, bis sie endlich einsahen, dass ich nicht gemeingefährlich war und dass man vor mir keine Angst haben musste. Es machte mich wütend, weil ich wusste, wie unfassbar viel Mühe und Selbstüberwindung es mich kosten würde, bis ich endlich eine einzige Freundin gefunden hätte, ein Mädchen, das mutig genug war, sich in der Öffentlichkeit neben mich zu setzen. Ich hatte diese immer gleiche, immer schlimme Erfahrung schon so viele Male an so vielen unterschiedlichen Schulen machen müssen, dass ich manchmal am liebsten den Kopf gegen die Wand geschlagen hätte. Alles, was ich mir von dieser Welt noch wünschte, war die totale Unauffälligkeit. Ich hätte so gern gewusst, wie es sich anfühlt, einen Raum zu durchqueren und von niemandem angestarrt zu werden. Aber ein einziger Rundumblick ließ mich erkennen, dass jede Hoffnung darauf hier vergebens war.

Die Schülerschaft meiner neuen Highschool bestand zum allergrößten Teil aus einer Masse von gleich aussehenden Jugendlichen, die anscheinend alle basketballverrückt waren.

Ich war schon an Dutzenden von Jubelplakaten vorbeigekommen, und über dem Haupteingang hingen riesige Banner, die das schuleigene Team feierten, obwohl die Saison noch gar nicht angefangen hatte. An den Wänden klebten überdimensionale schwarze Ziffern auf weißem Grund und brüllten den Vorübergehenden den Countdown der Tage bis zum ersten großen Spiel entgegen.

Ich zählte stattdessen die blöden Bemerkungen, die ich mir heute hatte anhören müssen. Obwohl ich schon bei vierzehn war, hielt ich mich ganz gut, bis ich auf dem Weg zu meinem nächsten Kurs im Gang von einem Typen gefragt wurde, ob ich mir die Windel um den Kopf gewickelt hätte, um darunter einen Sprengsatz zu verstecken. Als ich ihn nicht beachtete, meinte sein Kumpel, wahrscheinlich hätte ich unter dem Tuch eine Glatze, und ein dritter verdächtigte mich, ein verkleideter Mann zu sein. Während sie sich gegenseitig zu ihren wahnsinnig originellen Thesen gratulierten, empfahl ich ihnen, sich zu verpissen. Ich hatte keine Ahnung, wie diese Arschlöcher aussahen, weil ich sie keines Blickes gewürdigt hatte und wiederholte in meinem Kopf ständig: »Siebzehn, *siebzehn* ...«, bis ich – natürlich zu früh – im Klassenzimmer ankam und in dem dämmerigen Raum darauf wartete, dass die anderen eintrudelten.

Diese regelmäßigen Giftspritzen, die mir irgendwelche unbekannt Menschen verabreichten, waren definitiv das Schlimmste am Kopftuchtragen. Das Beste war, dass ich Musik hören konnte, ohne dass Lehrer es mitbekamen.

Unter dem Tuch blieben meine Kopfhörer perfekt verborgen.

Die Musik erleichterte mir das Leben enorm. Mit Knopf im Ohr fiel es mir leichter, allein durch die Schulflure zu gehen oder einsam herumzusitzen. Ich freute mich, dass keiner sehen konnte, dass ich Musik hörte, weshalb mir auch keiner sagte, ich solle sie ausmachen. Mittlerweile war ich sehr geübt darin, Gespräche mit Lehrern zu führen, die keine Ahnung hatten, dass ich nur die Hälfte von dem mitbekam, was sie zu mir sagten, und das machte mich glücklich. Die Musik verlieh mir zusätzlichen Halt, sie war wie eine Art Ersatzskelett für mich. Ein Skelett, an das ich mich lehnen konnte, wenn ich vor Erschöpfung zusammenzusacken drohte. Der iPod, den ich meinem Bruder geklaut hatte, war im Dauereinsatz, und ich fühlte mich, als würde ich dem Soundtrack zum Film meines Lebens lauschen, während ich durch die Flure ging. Irgendwie gab mir das Hoffnung. Fragt mich nicht, warum.

Als die Teilnehmer des letzten Kurses an diesem Tag schließlich alle im Raum waren, hatte ich die Lehrerin schon auf stumm geschaltet. Meine Gedanken wanderten. Ich schaute immer wieder zur Uhr und konnte es nicht erwarten, endlich hier rauszukommen. Die *Fugees* füllten das Vakuum in meinem Kopf, während ich auf meine Stiftdose starrte, die ich in den Händen drehte. Ich liebte Druckbleistifte. Schöne, besondere Druckbleistifte. Ich besaß eine kleine Sammlung, die mir eine Freundin aus meiner vorvorvorletzten Highschool aus Japan mitgebracht hatte. Sie waren schmal und bunt und glitzerten, und dazu gab es passende Radiergummis, und alles zusammen steckte in einer echt niedlichen Dose mit einem Comicschaf, das blökte: